

Aus freudelosem Hause.

Roman von Edward Stilgebauer.

1. (Nachdruck verboten.)

Er saß Hefte korrigierend an seinem Schreibtisch; allein sein Geist war nicht bei dem Thema „Not lehrt beten“, das er seinen Schülern für den deutschen Aufsatz gestellt hatte. Nur manchmal glitt etwas wie ein müdes Lächeln über seine feinen abgemagerten Züge, welche die dicht vor ihm stehende Studierlampe grell beleuchtete. Dann und wann lächelte er über die kindlichen Auseinandersetzungen, die ihm aus den knabenhaften Schriftzügen entgegentraten. Doch das geschah nur momentweise, wenn er sich mit aller Anstrengung seines Willens und seiner Aufmerksamkeit auf das von seinen Schülern angeschlagene Thema zu konzentrieren suchte. Meist huschte sein Auge schnell über Zeilen und Seiten hin; ein orthographischer Fehler, ein falsch gesetztes Komma entging seinem an diese Arbeit nunmehr gewöhnten Auge nicht. Er las die Worte und faßte den Sinn des Satzes kaum. Es war ja auch immer das Gleiche, was ihm diese Kinder zu sagen hatten, und er war bereits am einunddreißigsten Hefte angelangt. Zehn blieben ihm noch übrig ... daß auch die Klassen so überfüllt sein mußten! Er hatte den einunddreißigsten Aufsatz zu Ende gelesen und in seiner schönen regelmäßigen Handschrift eine elegante Drei darunter gemalt.

„Mittelmaß,“ sagte er leise vor sich hin; „welch ein Glück, nicht über das Mittelmaß hinauszureichen — und auch nicht darunter zu bleiben,“ fuhr es ihm dann augenblicklich durch den Kopf, „soweit wären wir glücklich auch,“ fügte er halblaut hinzu.

Mechanisch schlug er den blauen Deckel des Aufsatzheftes zu und las dann auf dem weißen Schildchen den Namen des Schülers, Hermann Krüger, in großen, nicht ungelenk gemalten Buchstaben.

Da stand er schon vor seinem Geiste, der lustige, ausgelassene Junge mit den roten Backen und dem immer lachenden Gesichte, dessen Geistesprodukt er soeben überflogen und als Mittelmaß taxiert hatte. Ob der wohl immer so lachend durchs Leben hüpfen würde, wie er jetzt über den Hof des Gymnasiums sprang, die lästige Schulstunde mit leichtem Mute von sich abschüttelnd? Ach ja, die Liebe zur Jugend und seine Freude an ihr waren doch auch das einzige, was ihm sein Los einigermaßen erträglich gestaltete.

Professor Dr. Krehl †. (Mit Text.)

Er schob die Hefte zurück, entzündete die inzwischen ausgegangene, neben ihm auf dem Schreibtisch liegende Cigarre an der Lampe und lehnte sich an den Stuhl, große Dampfwolken an die Decke blasend.

Er wollte doch auch ein Vergnügen für den ersten Feiertag haben. Dazu hatte er sich die Hefte der zehn besten aus seiner Klasse aufgespart. Die hatte er vorher ausgesucht. Er sah nach der Uhr: Fünf Minuten nach sechs. Da konnte der Briefträger mit der Abendzeitung auch da sein. Freilich an einem Tage wie heute mußte man schon warten.

Warten, ja warten; was dieses kleine Wort für ihn nicht alles in sich barg, wie viele Qualen, wie viele schlaflose Nächte! Er hatte gewartet und gewartet, und das, worauf er wartete, war niemals gekommen; er wartete heute noch; worauf, das wußte er eigentlich selber kaum.

Und bei all dem Warten war es doch dazu gekommen, gerade zu dem, worauf er niemals gewartet hatte, trotz alledem und alledem. Trotz all der kühnen Pläne der Jugend, trotz all dem Schaffensdurst und Thatendrang seiner Seele, trotz allem Widerspruch gegen das Hergebrachte und Gewöhnliche war es doch dazu gekommen: Trotz alldem saß er heute an seinem Schreibtisch und korrigierte die Hefte halbwüchsiger Burschen, die sich in ihrer Muttersprache noch nicht auszudrücken wußten, sich selbst ein Hohn für all das hohe Streben und Wollen, das er von Jugend an in seinem Herzen getragen hatte. Das war also das Ziel, das er mit fünfunddreißig Jahren erreicht hatte, das war also der Einfluß, den er, der Thatendurstige, der immer Wollende und nichts Vermögende auf seine Mitwelt ausübte. Freilich, das eine hatte er ja durchgesetzt nach langem Kampfe und mit unsäglicher Mühe, das eine; aber das war auch alles.



Generalleutnant Freiherr v. Bülow †. (Mit Text.)

Freilich, dieser eine Sieg, dieser Sieg über sich selbst und die Seinen, hatte ihn Opfer genug gekostet. Damals schon hatte er sie auf sich nehmen müssen alle die Vorwürfe seiner Familie, daß er sein Glück mit Füßen trete, daß er die schönste Stellung drangebe, und was man ihm sonst noch sagte von dem vielen Gelde, das seine Studien schon gekostet, daß die jüngeren Geschwister auch etwas haben müßten. Und noch mehr, die Liebe seines Vaters hatte es ihn gekostet, des Vaters, der seinen ältesten Sohn als würdigen Nachfolger auf der Kanzel sehen wollte, dessen ganzer Trost, dessen Ideal diese eine Hoffnung gewesen. Aber damals war er fest geblieben, wenigstens dieses eine Mal in seinem Leben, mochte es kosten, was es wollte. Und da hatte er von neuem angefangen, rastlos, nimmer müde, ein schon alternder Student unter den jungen, die eben vom Gymnasium kamen, und hatte gestrebt und geschuftet den ganzen Tag und die halbe Nacht, und das war jetzt das Ziel, das erstrebte, das erarbeitete, daß er Hefte korrigieren durfte und so zur Versittlichung der Jugend beitrug. Dazu war es gekommen, trotz alledem und trotz alledem.

Er stand auf und trat an das Fenster.

Obwohl das Zimmer gut geheizt war, hatten sich schon wieder Eisblumen an den Scheiben gebildet. Er stützte seine Stirn dawider; die Kühle that ihm wohl, und mit den Lippen hauchte er, bis das Eis schmolz und das Wasser an den Scheiben herunterlief, so daß er hinaus auf die Straße sehen konnte.

Wie das schneite! Um die Gaslaternen sah er die weißen dicken Flocken in dichten Scharen tanzen, als ob die Erde auf ewig eingeschneit werden sollte. Die engen Straßen des kleinen Städt=

chens kamen ihm noch enger vor. Ja, diese Enge, diese kleinlichen Verhältnisse, aus denen es jetzt für ihn kein Entrinnen mehr gab, seitdem er fest angestellt worden, das Glück, zu dem ihm die Seinen gratuliert hatten, das Glück, um das ihn Hunderte beneideten. Mit fünfunddreißig Jahren, auf der Höhe des Schaffens, fest angestellt mit einem Gehalt von tausend Thalern, dieses Glück, dieses Glück!

Unaufhörlich fiel der Schnee zur Erde. Ihm kam es vor, als übe dieses eintönige melancholische Fallen der weißen Flocken eine beruhigende, fast einschlummernde Wirkung auf ihn aus.

Ein echtes Weihnachtswetter — kam es ihm da in den Sinn — wenn die Leute so hasten und drängen in den verschneiten Straßen, wenn die Wagen geräuschlos dahingleiten über die glatte Winterdecke und man den Pferden Schellen anhängt; ein rechtes Weihnachtswetter, wenn die weiße Decke schimmert im Glanze der elektrischen Bogenlampen und die Auslagen hinter den großen Spiegelscheiben der Läden sich in ihrer Farbenpracht doppelt verführerisch von der monotonen Farbe des Winters abheben. Ja draußen, in der großen Stadt, in der Weite, wo das Leben pulsiert, wo die Menschen schneller atmen im Hasten und Drängen, wo die Pläne reifen und die Thaten geboren werden, in den großen Städten, wo das Leben ein Leben ist — nicht hier in der Enge, nicht hier am Schreibtisch, wo man Hefte korrigierte und rote Striche an den Rand malte. Hier war das kein Weihnachtswetter, über das man sich freuen konnte, hier war das eine Ahnung von dem Tode, von der Entsagung, von dem Nichts.

Jetzt war er wieder glücklich mitten drinnen. Wie oft hatte er sich vorgenommen, sich nicht immer und immer wieder die Stimmung durch diese Grübeleien zu verderben, sich mit aller Energie seines Willens tausendmal gesagt, nicht mehr daran zu denken! Und dennoch, dennoch kam es immer und immer wieder, nagte und fraß an seinem Herzen, das eine, einzige, daß er seinen Beruf nun einmal verfehlt habe. Sich selbst konnte er nicht einmal eine rechte Schuld beimessen. Wenn er das noch gekonnt hätte! Er hätte dann mit all der ihm eigentümlichen Leidenschaftlichkeit die Skala der Gewissensbisse jeden Tag aufs neue durchgemacht. Aber so, so lag das alles so klipp und klar in den Verhältnissen gegeben, so war von vorneherein kein Entrinnen möglich gewesen, schon damals nicht, als er noch, ein lallender Säugling, in Wickeln gebunden in der Wiege lag. Gebunden, gebunden an Händen und Füßen, und dabei das Ideal im Herzen, das hohe einzige Ideal eines vom Schicksal gewollten Künstlerberufes. Ohne Vermögen und ohne Beziehungen! Wer hätte da heutzutage wohl etwas auszurichten vermocht, wo alles, Kritik und Anerkennung, Möglichkeit der Ausbildung und des Vorwärtskommens allein und einzig von diesen beiden Faktoren abhängig war.

Dort stand es in der Ecke, das alte Klavier, das er sich gemietet, von dem er sich immer noch nicht getrennt hatte, und dort lagen die angefangenen Kompositionen, die er mit Mühe und redlichem Fleiße geschrieben hatte, er, der immer auf diesem Gebiete mehr oder weniger Dilettant geblieben war, der sich die Theorien der Harmonielehre mühsam aus Büchern angeeignet hatte. Und doch klang seine Seele voll von den wunderbarsten Melodien; doch hatte sein Ohr das feinste Gefühl für das Ineinanderklingen der Akkorde, und doch fühlte sein Herz die schöpferische Leidenschaft, die sich in Tönen und Melodien ausklingen wollte, die eine ganze Persönlichkeit mit mächtiger, an das Gemüt der Hörer sprechender Klangfülle in ein Lied zu legen im stande ist. Ja, wenn man ihm nachgegeben, wenn man nicht die Violinstunden auf einmal abgebrochen hätte, als seine Leidenschaft für die Musik alles andere in den Schatten zu stellen drohte, wenn man ihn auf ein Konservatorium geschickt hätte! Aber alle seine Bemühungen, all seine Bitten und Vorstellungen waren gescheitert an dem festen Vorsatze seines Vaters, einen tüchtigen studierten Mann, am liebsten einen Prediger aus ihm zu machen. Der Drang nach künstlerischer Entfaltung seiner Geistes- und Gemütskräfte mußte schweigen vor dem gebieterischen Worte der Pflicht. Und so stand er denn da mit seinen fünfunddreißig Jahren und konnte wenig mehr als eine Beethoven'sche Sonate einigermaßen vom Blatt abspielen oder sich auf seine eigene Faust seinem Gehöre folgend Phantasien hingeben, aus denen immer und immer wieder bekannte Melodien emportauchten, die er doch so ängstlich zu vermeiden bestrebt war. Das war eben der Fluch gewesen. Neben dem Vermögen und den Beziehungen hatte noch eines gefehlt in dem Hause seines Vaters, die Freude, die echte kindliche Herzensfreude an dem Leben und an der Schönheit des Lebens, jene große, heitere Freude, die allein die Künstlernaturen zu gebären im stande ist. Und deshalb war auch alles nur Halbheit und Stückwerk geblieben, weil die Freude fehlte, mit der man etwas unternehmen, mit der man etwas zu Ende führen konnte. Da war keine Aufmunterung, keine Anerkennung, keine Achtung vor der künstlerischen Fähigkeit, nichts von all dem, an dem sich allein das jugendliche Wollen emporrankt und zum Können wird, durch das Talente ausgebildet und vervollkommnet werden. Mit wachsendem Abscheu hatte man gesehen, wie seine Vorliebe für das Theater wuchs; mit Stillschweigen hatte man ihn selbst zum Schweigen gebracht, wenn er erzählen wollte von dieser oder jener Oper, deren Tönen er mit aller jugendlichen Begeisterung gelauscht hatte. So war es gekommen, so hatte die Freude gefehlt, die alleinseligmachende Freude, die alles Große und alles Schöne, die den Künstler und den Dichter, die den Musiker auf dieser Erde geboren hat.

So blickte er hinaus auf die Straße, auf die dichter und immer dichter die Schneeflocken herabfielen. So stieg es noch einmal auf in seiner Seele, das ganze Elend dieser verlorenen Jugend, von dem Tage an, da man ihm den Besuch des Theaters untersagte und ihm seine Musikstunden genommen hatte, bis zu jenem letzten verzweifelten Kampfe, in dem er unterlegen war, bis zu dem Tage, da er wieder in das Schulhaus trat, um die Jugend zu unterrichten.

Heute kam ihm das alles wieder einmal so voll und lebendig zum Bewußtsein, obwohl inzwischen Jahre darüber hingegangen waren, obwohl er sich allmählich daran gewöhnt hatte, den Karren zu ziehen.

Er trommelte nervös mit den Fingern an die Scheiben. Immer dieses Suchen und Suchen in seiner Seele, dieses Warten im Herzen auf das eine, das da kommen sollte, und das nimmer und nimmer kam. So war er ein alter Kerl geworden. Das Schicksal hatte es so gewollt, daß er gerade hier eine Stelle fand, daß er auch noch hier in diesem Neste sitzen bleiben mußte, in dem er alle diese Kämpfe durchgekämpft. Mancher Kollege hätte ihn um das schöne Universitätsstädtchen beneidet, das so anmutig auf allmählich steigender Höhe inmitten des lieblichen Flußthales gelegen war. Im Sommer, da ging es noch einigermaßen, wenn man nach den langen Stunden in der dumpfen heißen Schulstube hinausschlendern konnte aus den engen schmutzigen Gassen und draußen auf den sanften Hügeln im lebendigen Walde sich hineinträumen konnte in die Unendlichkeit einer großen Natur. Und doch wie sehnsüchtig hatte er auch im Sommer dem Fluge der Vögel nachgeschaut, wie sehnsüchtig hatte er den Schnellzug jeden und jeden Tag an der Biegung des Flußthales verschwinden sehen, der hinausfuhr in die weite Welt zu den Menschen der großen Städte, die das Leben ausmachen und von denen jede große Regung, jede Neuerung ihm auszugehen schien. Aber jetzt gar im Winter, da war auch dieses einzige Vergnügen aus. Wenn er aus der Schule nach Hause kam, dunkelte es schon draußen; da war nichts mehr zu sehen. Nur manchmal, wenn die Sehnsucht ihn gar zu wild faßte, wanderte er die einsame Landstraße, deren Bäume jetzt so traurig dürr, der Blätter beraubt, zum Himmel starrten, hinaus bis zur Brücke, und dort blieb er stehen, sah in das murrende Wasser und wartete, bis in der Ferne die großen Lichter der Schnellzugslokomotive wie zwei riesige Feueraugen aufblitzten; dann starrte er dem Zuge nach, bis er im Dunkel der Nacht seinen Blicken entschwand, und dann lauschte er noch auf das sich immer weiter entfernende Schnauben und Brausen, bis auch dieses zwischen den Hügeln verhallte und die Stille sich allmählich über das Thal legte.

Daß er auch zu gar keinem Freunde kommen konnte! Ach ja, er war jetzt wohl schon zu alt; da schloß sich das Herz nicht mehr auf. Früher, da hatte er wohl den einen oder den anderen gefunden, als die Schwärmerei der Jugend noch nicht völlig verflüchtigt war, da war ihm wohl der eine oder der andere entgegengetreten, mit dessen Ideen er sympathisierte, mit dem er sich in ein Thema einlassen und sich über dasselbe erhitzen konnte. Aber jetzt waren sie alle hinausgezogen in die weite Welt, der eine Arzt auf einem Oceandampfer, der andere Amtsrichter in einem Städtchen und der dritte Pfarrer auf dem Dorfe.

Bei diesen Gedanken fuhr er in die Höhe.

Es klopfte an die Thür, und noch ehe er „Herein" gerufen hatte, wurde die Thüre von dem kräftigen Drucke einer rauhen Männerhand geöffnet, und eine laute Stimme rief in jovialem Tone: „Herrn Paul Richter, Gymnasiallehrer."

Er wandte sich nach der Thüre, durch die noch immer niemand eingetreten war. „Na, kommen Sie doch herein," sagte er ärgerlich.

„Das geht nicht so leicht, Herr Doktor," rief der draußen; „wenn man zwei Pakete im Arm hat, dann geht das nicht so leicht. Und die vielen Treppen, die ich heute als Christkindchen schon gestiegen bin, die vielen Treppen, in meinem Alter, Herr Doktor!"

„Und bei der Besoffenheit," brummte Richter leise vor sich hin. Er kannte den alten Kapeller und wußte, daß der jeden Groschen in Schnaps umzusetzen pflegte.

„Na, da wären wir ja glücklich drinnen! Sehe ich nicht aus, wie der leibhaftige Weihnachtsbaum, Herr Doktor, in dem Schnee?"

„Machen Sie mir nur nicht alles voll Schnee! Was haben Sie denn, die Zeitung oder was?"

„O, wo wird denn der olle Kapeller die Zeitung bringen? Ich bin bei der Fahrpost, Herr Doktor, und ich hab' zwei Christkindchen, Herr Doktor, gleich zwei."

„Ich habe Ihnen schon zwanzigmal gesagt, daß ich kein Doktor bin und auch keiner zu werden gedenke!“ fuhr er den alten Postboten an, der jetzt endlich sich schüttelnd, daß der Schnee auf den Teppich flog, an den Tisch herangetreten war und seine beiden Pakete dort niedergelegt hatte.

„Muß ich quittieren?“ fragte Richter kurz.

„Nee, eingeschrieben sind sie gerade nicht,“ lachte der alte Kapeller. Und dann fügte er kleinlaut hinzu: „Also auch guten Abend, Herr Doktor, und vergnügte Feiertage!“

Aber an der Thüre blieb er noch stehen, bis es Richter endlich einfiel, daß er wohl noch etwas erwarte. „Da, rauchen Sie eine Sonntagscigarre,“ sagte er, indem er eine dem Kistchen entnahm und sie ihm hinreichte.

Der alte Kapeller brummte etwas in den Bart und ging, von diesem bescheidenen Trinkgeld anscheinend wenig befriedigt.

Als er draußen war, nahm Paul die Abschnitte der Postpaketadressen und las: August Schwarz, Cigarrenhandlung — F. R. Kunzes Konditorei. Also Geschäftssendungen, da war an einen Brief im Paket nicht zu denken. Der kam natürlich morgen früh, verspätet wie gewöhnlich, weil der Postbote schon vorbei sein mußte; die Zeitung hatte der natürlich wieder einmal an eine falsche Adresse abgeliefert, wie das öfters vorkam. So war also auch diese Weihnachtsfreude dahin. Er schnitt die Pakete auf. Richtig, wie er sich gedacht hatte, von den Lieferanten seines Vaters expediert. Es fehlte eben das, was die Weihnachtskiste zu einer Freude macht, die noch für den Empfänger wiederzufindende Hand der Liebe, die die Gegenstände hineingelegt und Ueberraschung geordnet hat. Daß man auch in seinem Alter noch so kindisch sein konnte, daß man gleich wieder an so einen Mumpitz dachte: Eine Freude hatte er doch! Er öffnete die Cigarrenkiste, Leona, seine Lieblingsmarke; also daran hatte man sich wenigstens noch erinnert, daß Leona einst seine Lieblingsmarke gewesen. Daran wenigstens, das war doch ein gewisser Trost.

Vielleicht war es auch gar nicht ihre Schuld, daß der Brief nicht zur richtigen Zeit da war. Eigentlich hatte er ja hingewollt. Aber sie hatten ihm so komisch geschrieben, sie hätten ja nichts dagegen, wenn er käme. Doch, es sei eben ja so still zu Hause, also kein Vergnügen für ihn, wie sie meinten, und Papa sei an den Feiertagen so beschäftigt, daß er schließlich Abstand davon genommen hatte. So mußte er sich denn wohl oder übel allein sein Weihnachtsfest rüsten. Das war so eine alte Gewohnheit, ohne die er nicht bestehen konnte.

Jedesmal, wenn er am heiligen Abend allein war, rüstete Paul Richter mit aller Feierlichkeit sich selbst seinen Weihnachtstisch. Und dann stand er lange davor und zerdrückte eine Thräne im Auge über die dahingegebene Jugend, über die verlorene Kindheit. Freilich, ein Bäumchen hatte er heute nicht. Er holte die Kerze aus seinem Schlafzimmer, entfernte das Papier von den Kistchen und stellte sie neben die brennende Kerze auf seinen Weihnachtstisch. Und dann hielt er eine stille Einkehr in seine Seele, ganz still und ganz kurz. Und in diesen wenigen Minuten drängten sich Gedanken, Vorstellungen und Erinnerungen zusammen in seinem Gehirn; er griff zurück in seinem Gedächtnis, weiter, immer weiter, bis er klein ward, ganz klein, ein Knabe in schwarzen Sammethöschen, der vor dem strahlenden Christbaum in die Hände klaschte und dann die Mutter bat und bettelte, bis sie ihm noch eine Bretzel und Buttergebackenes gab. ‚Das ist aber das allerletzte, Paulchen,‘ hatte dann die Mutter gesagt. Und er hatte glücklich gelacht, auf beiden Backen kauend, und noch ehe er es hinuntergeschluckt, gerufen: Noch eins, Mamachen, jetzt wirklich, das allerletzte, ganz wirklich!!

Und als er das alles ausgedacht hatte, löschte er die Kerze und stellte die Kistchen beiseite. Dann trat er an das Fenster. Der Schneefall hatte nachgelassen, die Sterne standen am Himmel. Eine stille heilige Winternacht begann. Aus dem gegenüberliegenden Hause fiel heller Kerzenschein zu ihm herüber; dort brannte der Christbaum.

Er ging wieder an seinen Schreibtisch und entnahm einer Schublade ein kleines, mit einem Rosabande zusammengehaltenes Päckchen Briefe. Er las sie nicht. Er ließ sogar die alten Blätter ruhig in ihren Umschlägen; nur manchmal fiel sein Blick auf die von zarter Frauenhand zierlich geschriebene Adresse. Und rasch glitten die Briefe einer nach dem andern durch seine Finger. Er wußte auswendig, was darinnen stand, vom ersten frohen Jauchzen: Ich liebe Dich! bis zu dem letzten, grauen Schreiben: Ich habe mich doch über meine Gefühle getäuscht, ich liebe Sie nicht mehr! Das alles wußte er auswendig ... Sie anzuschauen mit ernster stiller Miene, wie man einen Moment an Gräbern weilt, das war auch so ein weihnachtliches Erinnerungsfest. Lag es doch in diesen Briefen begraben, das elende bischen Glück, das ihm das Leben geschenkt hatte, der Bettel von Jugendfreude, an dem er zehren sollte, über dem er schon so alt und mißmutig geworden war.

Er legte die Briefe an ihre alte Stelle und verschloß die Schublade. Dann stellte er die Lampe auf den in der Mitte der Stube stehenden runden Tisch. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß die Lampe nicht flammte, ging er an das Klavier. Er öffnete den Deckel, setzte sich und fuhr erst mit einer leichten, beinahe liebkosenden Bewegung über die Tasten. Dann schlug er sie an in vollen jauchzenden Akkorden und ließ Jugendmut und Lebenslust aus seinen Tönen entquellen. Das dauerte nicht lange, denn eine sanfte, schwermütige Melodie löste sich aus den rauschenden Zusammenklängen und trug seine Seele auf leisen Schwingungen zur Ruhe hin. Und wieder ein schriller Aufschrei der Lust oder des Schmerzes, und dann wieder wildes, unhaltbares Toben in seinen Phantasien, und dann wieder die leise süße Melodie, diesmal leiser, klagender, als ob ein in der Tiefe ruhender Schmerz mit sanften Tönen eingeschläfert werden sollte.

Immer tiefer, immer mächtiger spielte er sich hinein in seine Gefühle, die, in schwellenden, brausenden Akkorden beginnend, in leidenschaftlichen kurzen Anschlägen über die Tasten zu laufen schienen, um dann auszuklingen in jene Melodie des leisen, den Schmerz besänftigenden Trostes. Einen Moment sah er auf, die Musik schwieg. Thränen standen in seinen Augen. Wenn man sagen, wenn man spielen könnte, was man fühlt, wenn das eine, das in dir lebt, zum Ausdruck kommen könnte, wenn man das gelernt hätte!

Sein Blick fiel durch das Fenster; drüben brannte noch immer der Tannenbaum. Er sah die Schatten der Kinder, die um den Baum tanzten, an den weißen Gardinen vorbeihuschen. Es drang zu ihm herüber merkwürdig, seltsam, als könnte es den Raum überwinden und durch die Mauer zu ihm kommen. Da zwei, drei mächtige Akkorde und dann intonierte er leise anfangend und es dann immer mächtiger anschwellen lassend, das „Stille Nacht, heilige Nacht“, indem die Worte des Liedes ihm aus dem betenden Herzen erst leise, dann immer voller und lauter auf die Lippen traten.

Als er das Lied geendet hatte und vom Klavier aufstehend sich umdrehte, fiel ihm ein heller Schein von dem Tische aus in das Auge. Sprachlos starrte er einen Moment dorthin. Dort brannte ein kleiner Christbaum. Und ehe er sich noch von seinem freudigen Erstaunen erholt hatte, vernahm er eine sanfte, wohlklingende Stimme, die zu ihm sagte: „Wie schön haben Sie gesungen, Herr Richter, und so andächtig, daß Sie mein Klopfen gar nicht hörten und nicht bemerkt haben, wie ich in das Zimmer trat.“

„Den haben Sie für mich geputzt und für mich angesteckt, Fräulein Thilda?“ sagte er endlich.

„Bloß einen ganz kleinen, um Ihnen auch eine ganz kleine Freude zu machen, weil Sie in diesem Jahre so gut gegen die Mutter und auch gegen mich gewesen sind, Herr Richter!“

Mit diesen Worten trat sie hinter dem kleinen Bäumchen, in dessen Schatten sie bisher gestanden hatte, hervor, und die auf demselben brennenden Wachskerzen beleuchteten ihr von der inneren Erregung ein wenig gerötetes Gesicht. „Seien Sie nicht böse, Herr Richter,“ sagte sie jetzt leise, indem sie den Blick ein wenig zu Boden senkte, „daß ich so unbescheiden war, bei Ihnen einzutreten. Aber ich weiß nicht, welche komische Idee mich dazu veranlaßt hat, Ihnen den Christbaum herüberzubringen; ich hätte Sie ja auch zu uns rufen können. Allein ich wollte Ihnen die Freude selber bringen. Einen Teller von unserem Gebäck habe ich Ihnen darunter gestellt.“

„Aber ich bitte Sie, liebes Fräulein, Sie werden doch nicht meinen, daß ich Ihnen das als Unbescheidenheit auslegen würde! Sie haben mir wirklich eine große Freude bereitet und ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Das thut wohl, wenn man so einsam ist.“

Einen Moment überflog ein glückliches Lächeln ihre Züge. Es gab ihr ein ordentlich jugendliches Aussehen, trotzdem sie zwei oder drei Jahre älter sein mochte als Paul.

„Daß man auch so unhöflich sein kann!“ meinte er dann. „Da stehen Sie jetzt schon fünf Minuten, und ich habe Ihnen noch nicht einmal einen Stuhl angeboten.“

„Wirklich, schon so lange stehe ich hier?“ ... Sie wurde rot. „Mutter wird am Ende aufgewacht sein; sie war gerade im Lehnstuhl ein bischen eingeschlummert, als ich das Bäumchen herübertrug. Sie wollte es gar nicht sehen, weil der Bruder tot ist, die arme alte Frau. Ein bischen Egoismus war ja auch dabei, als ich es putzte; auch mir wollte ich eine Weihnachtsfreude machen. Doch jetzt gehe ich wirklich.“

(Fortsetzung folgt.)

Heimchen.

Novelle von Carl Cassau. (Nachdruck verboten.)

Die Gutsherrschaft saß vor dem Herrenhause im Schatten hoher, alter Kastanienstämme vor der Thür am sauber gedeckten Tische und nahm den Kaffee ein. Der Hausherr, Herr Eberhard von Kunzen, Besitzer des schönen Rittergutes Wanstart,

war ein blühender, hübscher Mann in den hohen Dreißigen, ein geistreicher Kopf und eine gemütliche Seele.

Seine Gattin Fifi, geb. von Schradeck, war eine hübsche, junge Frau, etwa zehn Jahre jünger als ihr Gatte, blaß und seit der Geburt der kleinen Otti, ihres einzigen Lieblings, leidend und kränklich. — Der Morgen war schon heiß.

„Es wird ein schlimmer Tag werden!“ meinte der Hausherr. „Die Sonne verhüllt sich mit einem Dunstschleier!“

Frau Fifi seufzte. Da fuhr ein offener Wagen vor, hinter dem der Briefträger herstapfte.

„Der Medizinalrat!“ rief die junge Frau, und der ergraute Arzt, Helmfeldt, stieg aus, begrüßte die Herrschaften freundlich, ergriff der kleinen Otti Hand und sagte:

„Famos, gnädige Frau! — Aber mit Ihnen selbst bin ich nicht so zufrieden; Sie sehen mir zu blaß aus!“

Frau Fifi senkte den schönen Kopf:

„Ich habe auch stets ein starkes Angstgefühl!“ gestand sie.

„'S wird wohl nicht anders, Herr von Kunzen,“ sagte darauf der Medizinalrat, „Sie müssen Ihre Gattin schon auf sechs Wochen nach Norderney bringen!“

„Und mein Haushalt?“ fragte Frau Fifi.

„Nebensache!“ lächelte der Arzt und setzte sich. „Zuerst kommt Ihre Gesundheit!“

„Ein Glas Wein oder Bier, Herr Medizinalrat?“ fragte der Hausherr.

„Ein wenig Schinken und kalte Küche?“

„Wenn es nicht Umstände macht, bitte, Bier dazu!“

„Sehr wohl!“

Er klingelte und gab dem Diener Auftrag.

Während der Medizinalrat mit der Hausfrau plauderte, nahm der Gutsherr dem Briefträger die Post ab.

„Hier ein Brief an Dich, Fifi!“ sagte er und verwies den Boten in die Küche, wo ihm stets Milch gereicht ward.

Elektrische Anlage am Niagara-Fall. (Mit Text.)



Prinz Eitel Fritz von Preußen
wird am 7. Juli großjährig.

Nun ward für den Besuch gedeckt, die Kinderfrau ging mit Otti, der Hausherr legte die Post beiseite und sprach mit dem Arzte sehr ernstlich.

Frau Fifi las ihren Brief flüchtig durch und sagte dann: „Nun bin ich beruhigt, Hermine trifft morgen ein, da habe ich doch teilweise Stellvertretung und Otti Aufsicht, mein Gatte Gesellschaft!“

Der Arzt lächelte: „Das paßt herrlich!“

Hermine von Schradeck war Frau Fifis Bruderskind und bereits siebzehn Jahre alt.

Herr Eberhard von Kunzen lächelte auch. „Vortrefflich, Fifi, da brächte ich Dich übermorgen schon fort! Frische Fische, gute Fische!“

Nach dem, was ihm Medizinalrat Helmfeldt zugeflüstert, war ihm gar nicht lächerlich zu Mut, er versteckte das sorgfältig.

Der Arzt rauchte sich nun mit dem Hausherrn eine Cigarre an, plauderte über allerlei und brach dann auf.

Er rief noch aus dem Wagen: „Auf fröhliches Wiedersehen, gnädige Frau!“ Darauf fuhr der Wagen fort.

Herr Eberhard suchte seine Betroffenheit hinter der Zeitungslektüre und seiner Post zu verstecken.

Am folgenden Nachmittage ward von Wanstart der Wagen nach der Station gesandt; die Haushaltsmamsell mußte zum Empfange von Fräulein von Schradeck sich bereit halten, denn Herr von Kunzen hatte den Kopf voll Erntesorgen.

Hermine von Schradeck kam nachmittags an, wie Herr von Kunzen meinte, hübsch, ja schön geworden.

„Wer hätte das gedacht von der kleinen, brünetten Person!“ sagte er zu seiner Gattin.

Fifi streichelte ihre Nichte und sagte: „Sei willkommen, Kleine; Du sollst mich für sechs Wochen vertreten!“

„So lange, Tantchen? Wohin willst Du denn?“

„Nach Norderney!“

„Du bist doch nicht krank, Tantchen?"

„O nein, nur angegriffen, Kind!" lächelte Fifi schmerzlich. „'S ist mir zwar nicht recht, so lange von Otti und meinem Gatten fort zu sein, aber der garstige Medizinalrat besteht ja darauf!"

„Ja," nickte Kunzen, „Tantes Nerven sind angegriffen! Ich denke, Hermine, wir werden uns schon vertragen!"

„O gewiß, Onkel!"

Am zweiten Tage darauf reiste Frau von Kunzen mit ihrem Gatten morgens früh ab und dem Seebade zu.

* * *

Herr Eberhard von Kunzen kehrte am dritten Tage zurück und suchte seine Sorgen um seiner Gattin Gesundheit über eifriger Erntearbeit zu vergessen.

Aber da traf, kaum daß die Weizenernte eingebracht, ein Brief des Badearztes ein, der dem Gutsbesitzer anheimgab, seine Gattin heimzuholen, da ihr die Seebäder nicht bekömmlich seien.

Ein heftiger Schrecken erfaßte Herrn Eberhard!

Gott im Himmel, wenn dieses blühende Leben in Gefahr geriete! Er, seine Otti! — O Himmel, Barmherzigkeit!

Er übergab dem Gutsinspektor die Einbringung der Heuernte und reiste sofort ab. Er fand eine Todkranke!

Der Badearzt teilte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß die Phthisis bereits unheilvoll um sich gegriffen, daß die Kranke mit Liebe, Ruhe und Schonung umgeben werden müsse.

Kunzen war halb wahnsinnig aus Angst.

Das Ehepaar reiste heim, und nun eröffnete Herr Eberhard seiner Nichte Hermine in einer geeigneten Stunde alles und bat sie, ganz auf Wanstart zu verbleiben.

Hermine war sehr erschrocken, aber als ein geistesstarkes Mädchen versprach sie, zu bleiben, um der Tante beizustehen.

Das war ein unvergeßlicher Nachsommer und Herbst! So lange die Kranke, in Decken gehüllt, draußen im Krankenstuhl sitzen durfte, war Hermine ihre Pflegerin, die Erzieherin ihres Töchterchens, die Vertreterin der Hausfrau. Sorglich versteckte sie ihre Besorgnis um die teure Kranke und zeigte stets ein heiteres Gesicht, suchte auch am Spätnachmittage die Ehegatten durch ihr geistreiches Geplauder zu zerstreuen.

„Dein Geplauder," sagte Herr von Kunzen dann oft, „hört sich wie das gemütliche Zirpen der Heimchen an; Du sollst nicht mehr Hermine, sondern Heimchen heißen!"

Frau Fifi wurde matter und matter. Sie durfte schon nicht mehr hinaus, da der Herbst im Geschwindschritt seine Visitenkarten in bunten Baumblättern abgab. Eines Tages nahm Medizinalrat Helmfeldt den Gatten beiseite und sagte:

„Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, lieber Freund, daß Ihre Gattin bald, vielleicht unerwartet früh, die Reise antreten wird, von der es — keine Heimkehr giebt!"

„Großer Gott!"



Austrieb zur Weide. Gemalt von Ad. Lins. (Mit Text.)

„Stille, stille, unsere Kranke darf es nicht hören!"

„O mein Gott!"

„Ja, lieber Freund, das will getragen sein!"

So ging er.

Eines Abends, kurz nachher, rief Fifi ihren Gatten an ihr Lager, auch Heimchen.

„Ich — muß Dir, lieber Eberhard, adieu sagen!"

„Fifi!"
„Küsse mich nicht! Erhalte Dich für Otti!"
„O Liebe!"
Da schluchzte die Kranke auf: „Wer sorgt für mein Kind?"
„Tantchen, ich!" rief da Heimchen weinend.
Die Kranke lächelte: „Habe Dank, Heimchen, für das Wort! — Ich möchte nun schlafen!"
Am andern Morgen war die Freifrau von Kunzen in die ewige Ruhe eingegangen.

* * *

Wenn sich im jetzt hereingebrochenen Winter die Geselligkeit um ihre alten Rechte bemühte, so waren es vor allen Dingen die liebenswürdigen Nachbarn von Krohns, die sich auf ihrem Gute Ostwohl redlich bemühten, Herrn Eberhard von Kunzen im schweren Gram seinen Kummer vergessen zu machen und ihn zu zerstreuen. Gesellschaft reihte sich an Gesellschaft, und zu jeder war der junge, liebenswürdige Witwer geladen.

Freilich, bei Lichte besehen, hatte die Sache einen sprechenden Hintergrund: Herr Theobald von Krohn und seine Gattin Amanda besaßen außer einem Sohn noch eine dreiundzwanzigjährige Tochter, die schöne Camilla, die sich nach Hymens Fesseln sehnte. Wie gesagt, die junge Dame war schön und geistreich, ob gemütvoll, das steht dahin; alle Leute, nur nicht der gutmütige Eberhard von Kunzen, wußten, daß sie sich stark für ihren Vetter, den Rittmeister von Freihoff, interessierte, während ihre Eltern den reichen von Kunzen ins Auge faßten, bei dem die Zukunft ihrer Tochter sichergestellt zu sein schien, während Vetter Freihoff nichts als Schulden besaß.

Fräulein Camilla schwankte zwischen der Wahl eines gern gesehenen, aber armen Vetters, und eines reichen, nicht geliebten Witwers, bei welch letzterem sie auch noch die Zugabe eines — Stiefkindes mit in den Kauf nehmen mußte. Und Fräulein Camilla konnte sich vorläufig nicht für Kinder erwärmen.

Die Fangnetze wurden aber so schneidig gestellt, daß Herr Eberhard, der gutmütige, herzige Mann, ihnen schwerlich entrinnen konnte, wenn er auch seinen Namensverwandten, der Ebern, an Mut und Kühnheit glich, die doch trotzdem in die von Netzen eingeschlossenen Jagdwege rennen, die im Schießstande des Fürsten enden, wo die vorbeilaufenden mutigen Eber niedergeknallt und zur Strecke gebracht werden.

Es war nicht zu umgehen gewesen, daß Heimchen, das sich aufopferungsvoll klein Otti widmete und sehr eingezogen lebte, doch einmal nach Ostwohl mit in eine Gesellschaftseinladung einbezogen ward. — Und Heimchen ging mit, nicht um sich zu amüsieren, sondern aus Interesse für den Onkel, dessen Lage sie mit dem feinen weiblichen Instinkte — ahnte. Und da sah sie denn gleich, wer Fräulein Camilla war.

Die kokette Schöne ahnte denn auch gleich in Heimchen die Rivalin. Daß sie gegen Fräulein Hermine von Schradeck dann unliebenswürdig-förmlich, ja abstoßend ward, versteht sich ganz von selbst.

Und in solche Hände sollte der seelensgute Onkel fallen? Nein, nimmermehr!

Aber es kam doch fast so weit, daß Onkel Eberhard eines Morgens nach einer Gesellschaft auf Ostwohl erklärte, wie er die Absicht hege, Fräulein Camilla zu seiner zweiten Lebensgefährtin und Ottis Stiefmutter zu machen.

Heimchen erschrak auf den Tod.

„Ottis Mutter?" fragte sie bebend, aber weiteres sagte ihr Mund nicht. Dagegen fand Herr von Kunzen am andern Tage einen Band von Schiller auf seinem Arbeitstische aufgeschlagen. Ein Briefbeschwerer, Cupido, der zielt, darstellend, hielt das Buch auseinander, und darunter fand Herr Eberhard die Stelle:

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet;
Der Wahn ist kurz, die Reue lang!"

Den ganzen Tag bewegte er dieses Wort in seinem Herzen. Es hatte wenigstens den Erfolg, daß mit Beginn der guten Jahreszeit Herr Eberhard noch keine Erklärung versucht, sondern sich auf sorgfältige Beobachtung Fräulein Camillas verlegt hatte. Ob der wenig lebenserfahrene Mann das richtig angefangen, zumal ihm die Beweglichkeit der Jugend abging?

An Heimchen fiel ihm eine große Veränderung auf: das Mädchen ward blasser, scheuer, weniger zutraulich und herzlich, vermied seine Gegenwart möglichst, schloß sich aber desto herzlicher an Otti an. Was hatte sie nur? Es ging Eberhard von Kunzen so wie vielen, die das Gute in der Ferne suchen, während es in ihrer Nähe so reichlich zu finden! Achtlos schritt er an dem bescheidenen Veilchen vorüber, um die stolze Kaiserkrone in berückender Pracht zu pflücken!

Darüber ward es Lenz, und der Herzenskündiger mit Nachtigallen und Lenzblüten ließ auch in Herrn Eberhards so arglosem Herzen neue Hoffnungsblumen erblühen.

Eines Tages suchte er den stillen Dorfkirchhof des Kirchdorfes Boizen zwischen Wanstart und Ostwohl und das Grab der Geschiedenen auf. — Welche Ueberraschung! Es war auf das sorgfältigste in stand gesetzt, die Blumen sahen frisch und tauig aus, am dunklen Granitkreuze hing ein frischer Kranz von Vergißmeinnicht.

Eberhard betete hier und sagte dann traumverloren:

„Schlafe in Frieden, Fifi; wenn Du segnend auf mich herunterschaust, wirst Du ja wissen, daß mein Herz sich nach einer treuen Lebensgefährtin sehnt! Nie werde ich Dich vergessen; jetzt muß ich aber den Schritt wagen, sonst werde ich zu alt! Und wer weiß, wie lange Heimchen noch bei Otti bleibt? Das liebe Mädchen zieht sich in sich zurück wie eine Mimose. Fast glaube ich, daß es eine stille Liebe im Herzen trägt! Also unvergeßliche Fifi, segne meinen Schritt!"

Da kam der Totengräber, ein alter Mann mit grauem Haar daher. Er hielt einen kleinen, hübschen Jungen an der Hand.

„Ihr Großkind?" fragte Eberhard.

„Nein," entgegnete der Alte voll Stolz, „mein eigener Sohn!"

Eberhard sah ihn an, da lächelte der Alte:

„Habe wie Sie, Herr, mein Weib verloren! Eisern ist aber der Tritt des Lebens! Da that ich eine Wahl, eine gute, und heiratete noch einmal! Dieses ist aus zweiter Ehe das einzige Kind, ein lieber Junge!"

Eberhard dachte an Camilla von Krohn.

„Und wer hat mein Grab so hübsch in Ordnung gehalten, Alterchen?"

„Nun, das gnädige Fräulein! Noch heute Morgen hängte es jenen Kranz an das Kreuz!"

„Hm!"

Er reichte ihm einen Thaler:

„Sehen Sie stets darnach, Alterchen!"

„Jawohl, gnädiger Herr!"

Eberhard ging dann, indem er flüsterte:

„Heimchen hat die Tante doch sehr geliebt!"

(Schluß folgt.)

Der tote Punkt.

Eine Radfahrer-Betrachtung. Von Heinrich Lee.

„Das ist der tote Punkt!" sagte mein Freund, als ich vor Jahr und Tag meine erste Radfahrt mit ihm unternahm und nach den ersten achtzig Kilometern ihm meinen festen Entschluß kundgab, nun auf der Landstraße liegen bleiben und hier sterben zu wollen. Die Landstraße machte nämlich wieder einmal eine Steigung, mein Rad erfüllte mich mit einem ungeheuren Widerwillen und ich dachte an die schöne Zeit, wo ich ohne jede Mühsal, friedlich zu Fuß, durch die Gotteswelt gewandert war, bis mein Freund mich überzeugt hatte, das ginge so mit mir nicht weiter — ich müßte ein Rad haben.

„Das ist der tote Punkt," sagte er, „also — den mußt Du überwinden. Dann geht's wieder!"

Ich verfluchte noch einmal die Stunde, in der ich mich von ihm hatte verführen lassen, fügte den Schwur hinzu, morgen das Rad, gleichviel um welchen Preis, zu verkaufen und stieg dann wieder auf. Das Schlimmste war, er hatte recht, mein Freund. Es ging! Es ging nicht gut, aber es ging. Seitdem sind viele Jahre verflossen und ich radle noch heute. Aber dann und wann taucht der tote Punkt noch vor mir auf, — der tote Punkt in seinem weitesten Begriff, ein großer Widerwille, den mir mein Rad einflößt. Was dann meinen Trost bildet, ist der Umstand, daß es dem Hörensagen nach auch manchem anderen Sportsgenossen wie mir ergeht und daß sie sich zuweilen fragen, wozu sie eigentlich die mannigfachen Aergernisse, die ihnen ihr Rad bereitet, sich aufgehalst haben. Ja, ich kenne Leute, die in einer solchen Aufwallung nicht nur zeitweilig, sondern sogar für immer von ihrem Rade Abschied genommen haben. Wenn sie absolut fahren müssen, so fahren sie nur noch Droschke, Omnibus, Pferdebahn. Vielleicht ließen sie sich sogar lieber, wie einst die Delinquenten zur Hinrichtung, auf einer Kuhhaut zu dem betreffenden Ortsziel schleifen, als daß sie je wieder im Leben ein Rad besteigen würden. Den Grund, dieser Erscheinung nachzuforschen, das soll die Aufgabe dieser bescheidenen Zeilen sein.

Sagen wir also: Morgen ist Sonntag! Morgen wird eine Radpartie gemacht. Die Hauptfrage dabei ist — wie wird das Wetter sein? Wenn es zu heiß ist! Wenn der Wind schlecht ist! Dem Fußgänger thut der Regen nichts. Er nimmt eben seinen Regenschirm mit und bringt sich, wenn es gar zu toll wird, irgendwo schnell in Sicherheit. — Dahingegen der Radfahrer. Statt des Regenschirms giebt es für ihn allerdings gewisse Schutzmäntel aus Gummi, aber die schützen allenfalls nur ihn, nicht sein Rad — und dazu die durchnäßten, aufgeweichten Wege. Es wird fürchterlich. Oder es sind in der Sonne dreißig Grad. Der Fußgänger sucht sich einen kühlen, schattigen Waldpfad — der Radfahrer, wenn es möglich ist, auch, aber es ist nur äußerst selten möglich, in den meisten Fällen bleibt ihm nur die sonnige, staubige Chaussee, ganz abgesehen von der heftigen, an und für sich schon schweißtreibenden Bewegung, zu der er verurteilt ist, während der Fußgänger im behaglichen, der Temperatur angemessenen Schritt dahinspazieren darf. Und nun der Wind! Dem Fußgänger ist er fast gleichgültig, höchstens, daß er ihn als eine angenehme Kühlung empfindet. Auch dem Radfahrer ist er angenehm, nur muß er ihm vom Rücken her kommen. Unangenehm aber wird er, wenn er von einer der beiden Seiten oder gar, wenn er von vorn kommt, so daß unter vier Möglichkeiten immer drei vorhanden sind, daß der Wind für den Radfahrer ungünstig ist. Es giebt sogar Bedauernswerte, die man klagen hören kann,

daß sie immer Gegenwind haben, sie mögen es anstellen, wie sie wollen. Haben sie auf der Hinfahrt Gegenwind gehabt, so wäre es zwar logisch, daß sie auf der Rückfahrt den Wind im Rücken hätten, — aber nein, dann hat er sich „gedreht“. So lange der moderne Radfahrer kein Odysseus ist, dem Vater Aeolus die gesamten Winde, wohlverpackt in einem Sacke, mit aufs Rad giebt, damit er sie je nach seiner Fahrtrichtung herauslassen könne, so lange ist er schutzlos ihren Tücken ausgesetzt und wie dem Winde, so dem Wetter überhaupt.

Was vom Wetter gilt, gilt in gleicher Weise von den Bodenverhältnissen. Unbekümmert, ob die Straße Buckel und Löcher hat, ob frischer Kies auf ihr gestreut ist, wie sie gepflastert ist, ob es bergan oder bergab geht, schreitet der Wanderer seinen Pfad hinan. Wie aber verhält es sich mit dem Radler? „Wie ist der Weg?“ ist seine ewig sorgenvolle Frage. Werden ihm die Katzenköpfe, aus denen das Pflaster besteht, auch keine Rückenmarkserschütterungen zuziehen? Wird er den Berg hinauf nicht „schieben“ müssen? Werden im nächsten Dorfe die Hunde wieder ohne Maulkorb herumlaufen, aus dem Hinterhalt brechen und ihm an die Beine fahren? Neben der elenden Chaussee laufen schöne glatte Banketts entlang, aber die sind dem Radfahrer von der hohen Obrigkeit wie so manches im deutschen Vaterland verboten, und heimlich lauert hinter einem Baum der Gendarm.

Auf den Sonntag folgt der Wochentag und man will mit dem Rade durch die Stadt — eine geschäftliche Besorgung. Aber das Gedränge in den Straßen ist lebensgefährlich, manche Straßen sind verboten und man muß absteigen; der Sprengwagen ergießt seine Fluten und der schlüpfrig gewordene Asphalt, die Pferdebahnschienen, zerbrochenes Glas — Flaschenglas, Laternenglas, Fensterglas — das auf dem Pflaster liegt, vereinigen sich, um dem Radler seinen Weg zu einem Leidensweg zu machen. Rücksichtslose Kutscher, unbekümmert spielende Kinder, taube alte Frauen, die außerdem noch blind sind, fahren, springen und laufen, wie von einem Magnetberge angezogen, in das Rad hinein. Endlich ist man da, aber wo das Rad hinstellen, damit es nicht gestohlen wird? Und wenn man nach Hause kommt, es wieder die Treppe hinaufschleppen, ohnehin hat man um seinetwillen schon eine Etage tiefer ziehen müssen und zahlt so und so viel Mark mehr Miete — nur seinem Rad zuliebe.

Mit diesem letzten Argument wird ein Gebiet gestreift, auf dem es kein Ende giebt — die Geldopfer, die der Moloch beständig fordert, sie sind eng verknüpft mit einer andern Annehmlichkeit — den Reparaturen. Auf irgend eine geheimnisvolle Art nimmt plötzlich der Reifen, und wenn man auch noch so lange pumpt, keine Luft mehr an — keine äußere Verletzung ist an ihm wahrzunehmen, es ist rätselhaft, bis man das Rad zum Radmacher bringt, der nun erklärt, es müsse ein neuer Luftschlauch hinein. Oder das Rad ist plötzlich nicht weiter zu bewegen; sein Besitzer steht vor einem neuen Rätsel, bis der Radmacher herausfindet, der Konus sei gebrochen, es müsse ein neuer Konus hinein. Oder die Kette fängt mit einemmal an, zu scharren und zu knarren, und siehe da, der Radmacher offenbart da, daß sich ein Stift herausgelöst hat und mit seinem Kopfe das Zahnrad streift oder dergleichen.

Der Hauptmatador aber ist die Laterne. Ich wage hier den öffentlichen Ausspruch, daß ich keinen Menschen, d. h. keinen radfahrenden Menschen kenne, der mit seiner Laterne ganz und gar zufrieden wäre. Ob Oel, ob Petroleum, ob Acetylen, ob Elektricität, — die eine tropft, die andere geht beständig aus, eine dritte, eine Acetylenlaterne, geht wieder nicht aus, wenn man sie auslöschen will, eine vierte hat Neigung zum Explodieren, eine fünfte stinkt, eine sechste blakt, eine siebente brennt überhaupt nicht, in einer achten, einer Oellaterne, wird das Oel immer nach einiger Zeit zu einer unbrauchbaren dicken Masse, in einer neunten sitzt der Docht nicht ordentlich und eine zehnte geht nicht richtig festzuschrauben und hat am Rad einen unsicheren Halt. Wie es Leute giebt, die Briefmarken, altes Porzellan, Ansichtspostkarten sammeln, so giebt es auch Radfahrer, die, von keinem Pessimismus gebeugt und ihre Hoffnung immer wieder auf das Neue setzend, eine Laternensammlung haben — sie repräsentiert ein kleines Kapital.

Würdig der Laterne ist die Luftpumpe. Ich selbst besitze fünf Stück, unter denen die zuletzt gekaufte eine Fußpumpe ist, in der ich endlich einen Pumpentypus erworben zu haben glaubte, wie er sein soll und muß. Aber ob nun der Schlauch nicht dick genug ist, ob der Draht daran nicht fest genug gewickelt, ob die Schraube nicht sitzt — statt in den Reifen pfeift die Luft regelmäßig daran vorbei. Wenn anläßlich der „Bulgaria“-Katastrophe mit so viel Rühmen hervorgehoben worden ist, wie die Passagiere stundenlang an den Pumpen gearbeitet haben, so sollte auf diesem Gebiete auch die Standhaftigkeit so manchen Radfahrers ihr Lob erhalten.

Die Kostenliste wäre unvollständig, wollte man nicht auch der Polizeistrafen gedenken, von denen der Radfahrer beständig bedroht ist. Die gedruckten Strafmandate haben an ihrer Spitze folgendes Verzeichnis von Uebertretungs-Möglichkeiten: „Sie sind mit einem Fahrrade ohne Fahrkarte — in der . . . Straße, die verboten ist — übermäßig schnell — auf der linken Seite (Mitte), obgleich die rechte Fahrdammseite für den Verkehr völlig frei war — ohne dasselbe beleuchtet zu haben — ohne die Lenkstange angefaßt zu haben — ohne daß dasselbe mit einer Hemm- (Klingel)-Vorrichtung versehen war, entlang gefahren.“

Und in einem so vielmaschigen Netz soll selbst der vorsichtigste Radfahrer nicht hängen bleiben! Die Geldopfer werden namentlich für denjenigen schmerzhaft sein, der sich vorher ausgerechnet hat, welche Summen er sich durch sein Rad, nämlich durch den künftigen Wegfall von Droschken-, Pferde- und Eisenbahngeldern ersparen wird. Wie mit der gehofften Geldersparnis ist es auch mit derjenigen der Zeit. Daß man mit dem Rade schneller einen Weg zurücklegt, als zu Fuß — gewiß, darin hat man sich nicht getäuscht. Aber das Rad will dafür auch geputzt, gereinigt werden. — „Auch ein Pferd muß gereinigt werden!“ erwidern hierauf manche Leute. Aber ein Reiter hat seinen Stallknecht. Nur der Radler, der entsprechend begütert ist, wird sich seinen besonderen Radknecht halten können. Allerdings giebt es auch Mittel, sich das zeitraubende und mühselige Geschäft der Reinigung seines Rades zu ersparen oder wenigstens äußerst einzuschränken. Man macht es dann nämlich wie einer meiner Freunde und reinigt sein Rad in jedem Jahre nur stets am 31. Dezember oder noch besser und analog denjenigen Fahrern, die, um mit ihren Laternen nichts ausstehen zu müssen, grundsätzlich nur am Tage fahren — man läßt sein Rad ruhig in der Wohnung stehen und benützt es überhaupt nicht, um darauf zu fahren.

Ich bin am Schluß. Das Bewußtsein, Zehntausenden aus dem Herzen gesprochen zu haben, wird mich über die Entrüstung derjenigen, die in dem modernen Zweirad ein tadelloses Ideal hochhalten, hinwegzutrösten haben. Mein Rad steht in der Badestube. Ich fühle seit ein paar Tagen wieder den „toten Punkt“. Auch ist das Wetter miserabel. — Aber was ist das? Eben scheint die Junisonne auf meinen Schreibtisch. Draußen auf dem Balkon in den Oleanderbäumen regt sich kein Lüftchen. Wie sieht die Welt wieder verlockend aus! — Ich steig' auf's Rad!

Beim Gewitterregen.

Sieh, wie der Gewitterregen
Mächtig rauschend niederfällt,
Wie der Baum, im reichsten Segen
Seine grüne Fahne hält,
Die verdorrt vom Sonnenstrahle
Welk und schlaff herniederhing,
Bis sie aus der vollen Schale
Reichen Labetrunk empfing.

Auch des Menschen Seele schmachtet,
Gleich dem welken, dürren Baum,
Wenn sie Gram und Schmerz umnachtet,
Und des Lebens bittrer Traum,
Bis der Thränen heiße Quelle
Weich und liebend niedertaut,
Und des Menschen Auge helle,
Heiter in die Zukunft schaut.

Heinrich Leiſe.



Professor Dr. Ludolf Krehl †. Am 16. Mai starb, hochbetagt, in Leipzig, an der Stätte seines langjährigen, erfolgreichen Wirkens, einer der bedeutendsten Orientalisten der Gegenwart, der Geheime Hofrat Professor Dr. L. Krehl. Am 29. Juni 1825 in Meißen geboren, studierte er in Leipzig, Tübingen und Paris orientalische Sprachen und wurde bereits 1861 als außerordentlicher Universitätsdirektor und Bibliothekar nach Leipzig berufen. Aus seinen zahlreichen gelehrten Schriften seien hier hervorgehoben: „Ueber die Religion der vorislamitischen Araber“; „Das Leben und die Lehre Muhameds“; „Beiträge zur muhamedanischen Dogmatik.“

Generalleutnant von Bülow †. In Ems ist nach längerer Krankheit der General des 7. deutschen Armeekorps, Generalleutnant Ernst Freiherr von Bülow, im eben begonnenen 60. Lebensjahre gestorben. Geboren in Stade in Hannover, gehörte von Bülow vom Jahre 1859 der Armee seines Vaterlandes an; 1867 trat er in den Verband der preußischen Armee über und machte den Feldzug gegen Frankreich mit Auszeichnung mit. Sechzehn Jahre lang gehörte er darauf dem 2. Garderegiment, zuletzt als Bataillonskommandeur an. Im Jahre 1887 wurde er zum Stabe des 1. Garderegiments versetzt, 1890 zum Oberst und Kommandeur des Kaiser-Alexander-Regiments, 1893 zum Generalmajor und Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade ernannt, wobei er gleichzeitig mit Wahrnehmung der Geschäfte als Kommandant von Potsdam beauftragt war; im Januar 1897 wurde er mit der Führung der 29. Division beauftragt, im März zum Generalleutnant befördert und am 1. September desselben Jahres zum Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Division ernannt. Am 27. Januar 1900 trat er an die Spitze des 7. Armeekorps in Münster. Sein Hinscheiden bedeutet einen schweren Verlust für die deutsche Armee.

Elektrische Anlage am Niagarafall. Gleichwie im Leben der Völker, so zeigt sich auch im Leben der einzelnen Industriebezirke und Industriestädte die alte und ewige Wahrheit vom Satze des Werdens und des Vergehens. Auf die Zeit des Aufblühens folgt eine Periode des höchsten Glanzes und auf diese der Niedergang, die Epoche des Verfalls. So ist es immer gewesen, und so wird es ewig bleiben! Interessant aber im höchsten Grade sind die Ursachen, die dieser Erscheinung speciell an den Heimstätten der Industrie zu Grunde liegen. Sie sind niemals die gleichen; wir sehen vielmehr einen steten Wechsel; das, was heute ausschlaggebend ist, wird es vielleicht schon in wenigen Jahren nicht mehr sein; dort, wo heute öde, trostlose Landstrecken sich dehnen, werden vielleicht in Bälde Tausende von geschäftigen Händen zu industrieller Thätigkeit sich regen. Welches sind nun aber die Ursachen, die solche schwerwiegende und in das Leben des einzelnen sowohl wie der Gesamtheit tief eingreifende Umwälzungen hervorzubringen vermögen? Sie sind oft recht klein, so klein, daß sie dem Auge des Unbefangenen sicherlich entgangen wären. — Wenn irgendwo, so wird hier das Wort zur Wahrheit: „Kleine Ursachen, große Wirkungen.“ Der aus einem surrenden Theekessel aufsteigende Dampf, das Zucken eines Froschschenkels — sie sind entscheidender für das Leben der gesamten Menschheit gewesen, sie haben einen entschiedeneren Einfluß auf das Blühen und Gedeihen von Staaten und Völkern gehabt, als manches Stück Politik; sie haben andererseits den Ruin mancher fleißigen Stadt, manches reichen Landes schneller herbeigeführt, als dies der blutigste Krieg vermocht hätte. Der italienische Professor Aloisio Galvani war im Jahre 1790 an einem Brustleiden erkrankt und sollte zur Kräftigung Froschschenkelsuppe essen. Seine Frau Lucia Galeazzi bemerkte (nicht er selbst, wie vielfach fälschlich angenommen wird), daß die enthäuteten Schenkel zuckten, wenn sie mit Metallen berührt wurden. Diese Beobachtung ist die Ursache unserer modernen, so hoch entwickelten Elektrotechnik, und die Worte, mit denen ein Dichter Frau Galvani besang:

„Sie war's, die neue Lebenstriebe
In hautentblößter Frösche Gliedern fand“

sind bereits in mancher Hinsicht zur Wahrheit geworden; sie werden aber auch bald in Bezug auf die Industrie und ihre zukünftige Heimat zur Wahrheit werden, denn neue Lebenstriebe sind es fürwahr, welche die Elektrotechnik hier geschaffen hat, und neue Lebenstriebe wird die Industrie aus einer der jüngsten elektrotechnischen Errungenschaften schöpfen, aus der elektrischen Kraftübertragung. Die erzeugte elektrische Kraft auf weite Entfernungen fortzuleiten und dort zu verbrauchen, das war das Ziel, das die Elektrotechniker lange und



Die Gottesanbeterin (mantis religiosa.) (Mit Text.)

eifrig angestrebt hatten. Mit begreiflicher Spannung sah man den Versuchen entgegen, welche die Möglichkeit der Uebertragung elektrischer Kraft zum ersten Maledarthun sollten. Die Kraft des Wasserfalles zu Lauffen am Neckar sollte auf elektrischem Wege 170 Kilometer fortgeleitet und in Frankfurt a. M. ausgenutzt werden. Der Versuch gelang glänzend, und der 25. August 1891 ist der ewig denkwürdige Tag, von dem an wir die neue Aera in der Entwicklung der Industrie datieren dürfen. Begeistert hat der bekannte Dichter und Elektrotechniker Geheimrat Professor Slaby in Charlottenburg dieses Experiment besungen, und in seinem Worte kennzeichnet er bereits mit vorausschauendem Blicke, wie sich dereinst das industrielle Leben gestalten wird:

„Im felsigen Thal mit melodischem Schall Rauschte hernieder ein Wasserfall,
Doch seine Gewalt Gezähmt alsbald
Trieb singend Turbinen Und schnelle Maschinen.
Dann eilt er über Länder weit Im elektrischen Flügelkleid
Und leitet Kraft ohn Ende In fleißige Hände.
Ein sanfter Druck, Ein leiser Ruck —
Und tausend Maschinen Summen und dienen.
Hab acht, es währt nur kurze Zeit, Dann wird der Traum zur Wirklichkeit.“

Die Wasserfälle also werden es sein, um die sich im neuen Jahrhunderte das industrielle Leben gruppieren wird. In Amerika hat man die Kraft der Niagarafälle bereits in ausgiebigstem Maße verwertet. Eine ganze Industriestadt ist dort an den Fällen selbst schon erstanden. Papierfabriken, chemische Fabriken verschiedenster Art, Metallraffinerien ꝛc., alle in großartigstem Maßstabe angelegt, sind im Laufe von 2—3 Jahren errichtet worden und beziehen ihre Kraft ausschließlich aus der elektrischen Centrale am Wasserfall, von der aus überdies noch die 42 Kilometer entfernte Stadt Buffalo beleuchtet wird. Wie billig der elektrische Betrieb sich dort stellt, mag man daraus erkennen, daß jetzt bereits von Europa Kupfererze auf dem Seewege nach der neuen Industriestadt „Niagara-Falls“ gebracht werden. Dort werden sie verhüttet; das gewonnene Kupfer aber wird wieder nach Europa zurücktransportiert, und trotz zweimaligen Seetransportes ist es billiger, als das in manchen europäischen Kupferwerken hergestellte Produkt.

„Austrieb zur Weide“ bietet ein echt ländliches Bild. Allen voran eilt die schnatternde Gänseherde ins Freie und giebt ihrer Freude darüber einen ebenso lebhaften wie lauten Ausdruck. Langsamer sammeln sich auf das Tuten des Hirten die Rinder. Das ganze Bild ist voll Sonnenschein nnd wirkt ungemein behaglich.

Aus der Insektenwelt. Eine ebenso große Geduld wie die Spinne in Erwartung der Beute bezeigt auch die Gottesanbeterin (Mantis religiosa), die ihren merkwürdigen Namen ihrer anscheinend betenden Figur verdankt, wenn sie in ihrem blattgrünen Kleide ihrer Umgebung täuschend ähnlich, regungslos ihrer Opfer wartet. Mit großer List einen möglichst günstigen Platz wählend, duckt sie sich katzenartig, zum Sprunge bereit, zusammen, die Fangscheren wie den ganzen Oberkörper hoch emporgehoben. Der auf langem Halse sitzende Kopf mit den großen, alles beobachtenden Augen folgt jeder Bewegung der sich nähernden Insekten, welche im hastigen Heranstürmen wehrlos zwischen den Stacheln der Fangarme zappeln. Ist das Opfer verspeist, so putzt die Gottesanbeterin genau wie die Katzen ihre Fangscheren und nimmt sodann ihren Platz von neuem ein. Ihr Familienleben zu belauschen ist sehr schwierig, da nach mit äußerster Wut geführtem Kampfe in der Gefangenschaft das Weibchen ein und sogar in einem Falle mehrere Männchen verspeiste.

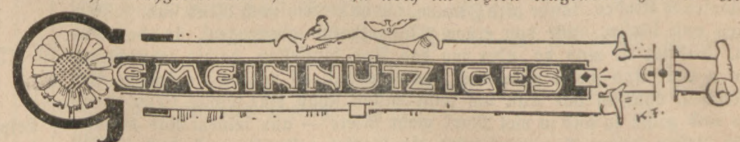


Milderungsgrund. Verteidiger: „Es ist ja nicht in Abrede zu stellen, daß mein Klient durchs Fenster eingestiegen ist! Ich frage Sie aber, wie sollte er anders zu den gestohlenen Gegenständen gelangen?“

Entsetzlicher Gedanke. Professor der Botanik: „Wissen Sie denn auch, zu welcher Klasse die Blumen gehören, die Sie da gepflückt haben, Fräulein?“ — Ella: „Nein.“ — Professor: „Na, sehen Sie, wenn ich jetzt nicht zufällig dazugekommen wäre, hätten Sie es vielleicht nie erfahren!“

Ein Weiberhasser. Der englische Graf Dyssart war ein sonderbarer Kauz, der aus seinen Schlössern und Gütern wenig Nutzen zog, sondern in einem düstern, alten Hause am Strand in London zu wohnen pflegte. Seine Haupteigentümlichkeit war sein überaus starker Frauenhaß. Kein Weib durfte ihm unter die Augen kommen und seine Abneigung gegen das schöne Geschlecht ging so weit, daß er in die Wand des schäbigen Wohnzimmers, des einzigen, das er benutzte, einen Apparat anbringen ließ, durch welchen die Speisen hineingereicht wurden, der jeden Blick in das Innere unmöglich machte und so sein Heim vor profanem Frauenauge bewahrte. Nach seinem Tode fand sich außer seinem ungeheuren Grundbesitz ein Vermögen von ca. vierzig Millionen Mark in Wertpapieren vor. N.

Wie Napoleon zu Allenstein beinahe seinen Tod fand. Daß Napoleon I. in Allenstein in Ostpreußen beinahe sein Ende gefunden, ist noch sehr wenig bekannt. Nach der „Chronik der Stadt Allenstein“ von Dr. Grunenberg traf Napoleon am 5. Februar 1807 dort ein. Von seinem Generalstabe umgeben, hielt er zu Pferde etwa eine Stunde in der Mitte des Marktes und erteilte Befehle. Während dieser Zeit stieg ein preußischer Jäger, Namens Rydziewsky, auf das Dach des ältesten Hauses Allensteins (des früher Grunenbergischen). In der Dachrinne stehend, spannte er seine geladene Büchse und legte auf den Kaiser an. Aber einige Bürger, welche die Absicht des Verwegenen merkten, waren ihm nachgeeilt und hielten ihn noch im letzten Augenblick zurück. K.



Mücken im Sommer aus den Zimmern zu vertreiben. Man lege auf ein Kohlenfeuer oder ein glühendes Eisen ein Stück Kampher und räuchere damit, wodurch sie augenblicklich vertrieben werden.

Rostbraten. Die sog. kurze Rippe wird von den Knochen abgelöst, von $1/2$ Kilo ungefähr 2 bis 3 Scheiben geschnitten, dieselben stark geklopft, mit Salz und Pfeffer bestreut, in zerlassener Butter umgewendet und einige Stunden aufeinander gelegt, damit sie mürbe werden. Nun wird in einem flachen Kasserolle Butter zergehen gelassen, die Scheiben hineingelegt, zugedeckt und auf beiden Seiten schön braun gebacken. Nach einigen Minuten sind sie fertig. Der angebratene Saft wird mit einem Löffel Fleischbrühe und einigen fein geschnittenen Zwiebeln aufgekocht und dann über die Scheiben gegossen.

Die Pflege der Rosen im Sommer. Die Pflege der Rosen im Sommer soll sich nicht allein auf das Abschneiden der Blumen und gelegentliches Vertilgen der Läuse beschränken, sondern auch auf Bewässerung und Düngung, welche überaus notwendig sind, um einen erfreulichen Blütenflor zu erzielen. In warmen und trockenen Sommern wird vorteilhaft eine Decke aus verrottetem Dünger auf das Beet gebracht; diese hält die Trockenheit ab, verhindert die Verkrustung des Bodens und die zu plötzliche Erwärmung desselben. In nassen Sommern ist jedoch von einer solchen Decke Abstand zu nehmen. Sehr wichtig ist das Düngen während der heißen Jahreszeit. Eine Rose kann eigentlich nicht genug gedüngt werden. Am wirksamsten sind, wie der „Praktische Wegweiser“ Würzburg schreibt, in Wasser aufgelöster Guano, Taubenmist oder Hühnerdung und Blutmehl. Reich blühende Rosenstöcke haben meist unvollkommene Blüten. Man bringe es deshalb übers Herz, einige abzuschneiden; dann werden sich die andern um so prachtvoller entwickeln.

Charade.

Das Erste nennet eine Tugend,
Das Andre kleidet gut die Jugend.
Das Ganze, eigenartig schön.
Winkt her von schroffen Felsenhöh'n.

Julius Falck.

Logogriph.

Bin ich auch klein nur von Gestalt,
Verheere ich doch mit Gewalt.
Werd ich mit anderm Kopf genannt,
Zeigt mich die Wand und deine Hand.

Julius Falck.

Silbenrätsel.

Nachstehende Silben: a, ar, bra, bru, che, da, der, ei, eu, ge, gen, gu, ham, hes, ja, lang, le, lin, lud, nas, nim, raub, rod, sau, schoss, sen, waib, wan, wig, sind zu zwölf Wörtern zu vereinigen, welche bezeichnen: 1) Eine württembergische Oberamtsstadt. 2) Einen Baum. 3) Ein Verbrechen. 4) Eine sagenhafte Königin von Polen. 5) Ein Raubtier. 6) Einen Vornamen. 7) Einen Gattungsnamen der Geschosse der gezogenen Feuerwaffen. 8) Eine Provinz Preußens. 9) Einen Patriarchen. 10) Einen Verwandten. 11) Einen Raubvogel. 12) Einen gewaltigen Jäger. — Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben ergeben ein bekanntes Sprüchwort.

Heinrich Vogt.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Charade: Schafgarbe. — Des Logogriphs: Linde, Linie, Linse.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.